

Kirche in der Welt von heute

Wenn ein neuer Autor die bisher von André Heiderscheid betreute, halbjährliche Berichterstattung „Aus der Weltkirche“ übernimmt und, im Einvernehmen mit der Redaktion, in Zukunft seine Übersicht mit dem Titel „Kirche in der Welt von heute“ versehen wird, so soll damit einer Tatsache Rechnung getragen werden, die sich seit dem Konzil immer stärker abzeichnet. Nicht zufällig hat das am meisten an der geschichtlichen Situation orientierte und gerade darum ganz besonders in die Zukunft weisende Dokument des 2. Vatikanum ebendiese Überschrift: „Kirche in der Welt von heute“.

Es hat sich herausgestellt, daß Kirche und kirchliches Geschehen in unserer Gegenwart gar nicht mehr anders zu erfassen sind als in ständigem Bezug zum Heute und zur Welt. Weniger als je kann Kirche, zumal in ihrem neuen ökumenischen Selbstverständnis, in ihrer Selbstgenügsamkeit, als fensterlose Monade, als um sich selbst kreisender Stern, als — sagen wir es deutlich — „Weltkirche“ dargestellt werden. Mehr als je ist sie das, als was sie sich in ihrer Frühzeit selbst erkannt und bekannt hat: Die Seele im Leib (vgl. Brief an Diognet), nicht hier und da, abgesondert, abgegrenzt, sondern allgegenwärtig, mit allem und mit allen verbunden.

Das macht die Darstellung ihrer Geschichte, und sei es auch nur eines jeweiligen Abschnittes von einigen Monaten, nicht etwa leichter, sondern schwerer. Zwar ist die Kirche, „in dieser Welt als Gesellschaft verfaßt und geordnet, in der katholischen Kirche, die vom Nachfolger Petri und von den Bischöfen in Gemeinschaft mit ihm geleitet wird, verwirklicht“, wie es in *Lumen Gentium* 8 heißt; zwar ist und bleibt sie „Weltkirche“, als die Menschheit durchdringende und den Erdball umspannende Institution und Organisation. Aber man würde den Kirchenbegriff des Konzils veraten, wollte man nur über Vorgänge in Rom oder über Dokumente der höchsten vatikanischen Behörden berichten, in der Meinung, damit einen Überblick über das Ganze gegeben zu haben.

In der Tat hat sich das neue Kirchenverständnis seit dem Konzil bereits selbst neue Organe geschaffen; ein neuer „Polyzentrismus“ ist als ausgleichendes Gegengewicht zum römischen Primatialzentrismus im Entstehen. Es gibt die Nationalen Bischofskonferenzen als juristisch verfaßte Einrichtungen; es gibt darüber hinaus regionale oder sogar fast kontinental zu nennende Bischofskonferenzen mit Sonderstatut wie etwa den CELAM für Lateinamerika; es gibt die römische Bischofssynode als mehr oder minder ständige Institution mit einem permanenten Sekretariat; es gibt, in neuer Form und mit neuer Relevanz, Diözesan- und Nationalsynoden mit weittragenden Entscheidungsbefugnissen.

Schon rein innerkirchlich betrachtet, erschwert die Vielfalt Einsicht und Zusammenschau. Hinzu kommen die wachsenden Beziehungen mit nicht-katholischen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften, die Verbindungen zu den nicht-christlichen Religionen und sogar zu den Nicht-Glaubenden einerseits, die vielgestaltigen Verflechtungen des kirchlich-christlichen Engagements auf zahllosen Gebieten des gesellschaftlichen und politischen Lebens andererseits. Alles das ist „Kirche in der Welt von heute“ oder, anders gewendet, die christlich-kirchliche Präsenz im Weltganzen unserer jeweiligen Gegenwart, der kirchliche Einschlag im Gewebe des Weltgeschehens — in Vollständigkeit schlechthin nicht darstellbar und selbst im Überblick auch nur so, wie eine Maus einen Elefanten darstellen würde, der ihr vom Rüssel her als Schlange, von den Beinen als mächtiger Säulenwald, vom Rücken als gewaltiges Hochgebirge erscheinen müßte, nie aber als jenes Wesen, das er in Wahrheit ist.

Bei aller Unvollkommenheit eines solchen Berichtes wäre aber schon viel gewonnen,

wenn man eben diese Unvollkommenheit nicht aus dem Auge verlöre und stets an das dächte, was zwar mathematisch falsch, bei lebendigen Realitäten jedoch richtig ist: Das Ganze ist mehr als die Teile.

*

Als ungefähre methodologische Weisung wird uns vielleicht jenes Ordnungs- und Auswahlprinzip weiterhelfen, mit dem Kardinal Suenens seinerzeit auf dem Konzil das Chaos der unzähligen, disparaten Vorlagen zum Kosmos zu ordnen vermochte: Die Kirche nach innen, die Kirche nach außen — immer jedoch in ihrem Welt- und Zeitbezug. Um an den letzten Bericht „aus der Weltkirche“ (diese Zeitschrift 1. Heft, 1972, 54 ff.) anzuknüpfen, der vor allem die Bischofssynode vom Herbst 1971 behandelte: Auch hier war die Thematik nach diesem Prinzip aufgeteilt: Priestertum (Kirche nach innen) — Gerechtigkeit in der Welt (Kirche nach außen). Dabei ist jedoch festzustellen, daß einerseits das Priestertum kein rein-innerkirchliches Problem ist, sondern im Zusammenhang mit dem ganzen heutigen soziologischen und kulturellen Kontext gesehen werden muß, so daß noch so richtige und stimmende dogmatische Aussagen und disziplinäre Weisungen nicht ausreichen, es zu lösen —, daß andererseits aber auch die Frage nach der Gerechtigkeit in der Welt nicht lediglich die Kirche nach außen betrifft, ihr mehr oder minder unbeteiligtes, gern „prophetisch“ genanntes Wächteramt etwa, auch nicht nur Rückfragen aufwirft nach der Gerechtigkeit innerhalb der Kirche als Institution, sondern zur vertieften Besinnung auf die „*conditio humana*“ überhaupt nötigt und damit zur Distanz von all zu optimistischen Perspektiven eines utopistischen innerweltlichen Messianismus auffordert.

*

Insgesamt wird man bei einem Rückblick auf die letzten Monate seit der Herbstsynode feststellen können, daß sich das Volk Gottes von seinen bestellten verantwortlichen Instanzen zu einem entschlossenen Fortschreiten in die Zukunft ermuntert fühlen darf — „in Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ freilich (Pastoralkonstitution 1), was aber nichts anderes besagt als: ohne Illusionen, jedoch in Solidarität mit der ganzen Menschheitsfamilie. Was diese ersehnt, wünscht auch die Kirche: Friede und Gerechtigkeit. Beides sind noch ausstehende endzeitliche Heilsgüter, gewiß. Das bedeutet aber nicht, daß die Christen sie mit gefalteten Händen taten- und teilnahmslos vom Himmel erwarten sollen. Vielmehr müssen sie ihnen positiv entgegenkommen, indem sie sich nach Kräften bemühen, heute und hier Friede und Gerechtigkeit zu verwirklichen, nach innen und nach außen.

Zweifellos haben die Beschlüsse der Synode über das Priestertum einstweilen zu einer hoffentlich nicht nur scheinbaren inneren Beruhigung der Kirche dort, wo der Friede am meisten gefährdet war, beigetragen. Die laute Diskussion, besonders über den Zölibat, ist verstummt. Freilich ist in vielen Ländern der Rückgang an Priesterberufen weiterhin alarmierend und die „Rollenkrise“ vieler Priester gerade in den besten Jahren noch nicht bewältigt. So hat die Unzufriedenheit mit dem Ausgang der Synode sogar in Italien zur Gründung einer Solidaritätsbewegung von Priestern geführt, die sich nach dem Schlußdatum der Synode — dem 7. November — nennt. Aber man kann annehmen, daß der durch die Synode eingeleitete Klärungs- und Heilungsprozeß auf längere Sicht positive Folgen haben wird. Einstweilen scheint man es vorzuziehen, die offene Wunde nicht zu berühren. So haben die deutschen Bischöfe die Beratung über die Zulassung unverheirateter „*virī probati*“ zum Priestertum von der Tagesordnung der Synode der deutschen Bistümer gestrichen.

*

Weiter denn je von seiner Lösung entfernt scheint indessen das zu sein, was man als „Autoritätskrise“ zu bezeichnen übereingekommen ist, obwohl man damit auch

nur einen kleinen Teil des „Elefanten“ in den Blick bekommen zu haben bescheinigt. Allenthalben kommt zu dem Verlangen nach Frieden und Gerechtigkeit auch die Forderung nach Freiheit. Da aber der Satz von Max Horkheimer zu Recht besteht: „Je mehr Gerechtigkeit, desto weniger Freiheit“, und da Freiheit nun einmal nicht nackt, und in unseren Tagen nur im Gewande einer mit egalitären Mitteln um Gerechtigkeit bemühten Demokratie zu haben ist, hat sie es schwer, sich innerhalb einer hierarchisch verfaßten Institution mit geeigneten Methoden durchzusetzen. Direkte Angriffe auf die Autorität des Papstes oder der Bischöfe sind in letzter Zeit seltener geworden, abgesehen von dem „Manifest gegen die Resignation in der Kirche“ der 33 — nach anderen: 34 — Theologen. Hingegen macht sich eine „innere Emigration“ aus dem Bereich kirchlicher Autorität, besonders unter der Jugend, bemerkbar, eine „schweigende Minderheit“ einstweilen, aber doch durchaus ernst zu nehmen. Die moralische Autorität des Papstes freilich wird von der meist „schweigenden Mehrheit“ weiterhin vorbehaltlos bejaht. Immerhin ist es ein bedenkliches Zeichen, wenn P. Arrupe, Generaloberer der Gesellschaft Jesu, Anlaß sah, in einem Schreiben vom 10. Februar 1972 an alle Katholiken und Jesuiten dazu aufzurufen, „das wahre Antlitz des Heiligen Vaters wieder herzustellen, seine Liebe und evangeliumsgemäße Demut anzuerkennen und sich ehrfurchtsloser Kritik zu enthalten“.

Die Autoritätserosion wird jedoch auch in der Kirche erst dann zum Stillstand kommen, wenn die Leitungsorgane der Kirche von vornherein mit einem Mindestmaß von durch Konsultation ermittelter Zustimmung durch die „Basis“ rechnen können. In diese Richtung weisen denn auch die am 21. Mai 1972 in Kraft getretenen „Normen zur Auswahl von Kandidaten für das bischöfliche Dienstamt in der lateinischen Kirche“, die in echt römisch-rechtlicher Ausgewogenheit sowohl dem Papst die Kompetenz der Kompetenzen sichern und das hierarchische Prinzip wahren wie auch gewisse Formen einführen, die man im heutigen Sprachgebrauch „Demokratisierung“ nennen könnte, die aber im Grunde nichts anderes sind als die Neubelebung altchristlicher Gemeindestrukturen und stärkere Profilierung der Lokal- oder Partikularkirchen. Damit hofft man, Leitlinien gefunden zu haben, um in Zukunft jene Spannungen und Zerreißproben vermeiden zu können, die nun schon zweimal anläßlich von Bischofsernennungen in Holland (Simonis von Rotterdam, Gijsen von Roermond) entstanden sind, wo man ein pragmatisches Verfahren zur Auswahl eines Kandidaten angewandt hatte und damit nicht zum Zuge gekommen war.

*

War in den letzten Jahren oft der Eindruck entstanden, die Kompaßnadel der Kirche sei bedenklich ins Zittern geraten und zeige nicht mehr unbeirrt nach Norden, so macht sich in jüngster Zeit ein deutliches Bemühen um Beruhigung und Normalisierung bemerkbar, ein bewußterer Stil der „Inneren Führung“. So scheute sich die Glaubenskongregation nicht, am 9. März 1972 eine „feierliche Erklärung“ zu veröffentlichen, in der „neuere Irrtümer gegen den Glauben und die gesunde Lehre“ verurteilt werden. Diese Irrtümer beziehen sich auf Christus, den Hl. Geist und die Dreieinigkeit — Zeichen einer Rückbindung an die wesentlichsten Offenbarungsinhalte als Seinsgrund der Kirche selbst — in einem Augenblick, da auch solche festen Orientierungspunkte in der Erscheinungen Flucht leicht außer Sichtweite zu geraten und der Faszination des Neuen zu erliegen drohen.

*

Wie um ihr Selbstverständnis, so bemüht sich die Kirche auch mit mehr oder weniger Geschick um ihre Selbstdarstellung. Das ist in Konkurrenz mit den machtvollen weltlichen Massenmedien außerordentlich schwer. Die Kirche schenkt zwar diesen „sozialen Kommunikationsmitteln“ ihre lehrende und mahnende Aufmerksamkeit, verfügt aber nicht über sie und hat, wo sie darüber verfügt, im Umgang mit ihnen

nicht immer eine glückliche Hand. Als Beweis mag hier nur die Affäre um das katholische Wochenblatt „Publik“ in der deutschen Bundesrepublik erwähnt werden, die hohe Wellen über den deutschsprachigen Raum hinaus geschlagen und die Synode der deutschen Bistümer genötigt hat, dem ganzen Fragenkreis von kirchlicher Publizistik besonderes Augenmerk zu widmen. Gerade an dieser Stelle berühren und durchdringen sich Kirche und Welt am innigsten, und die damit verbundenen Probleme harren noch ihrer Bewältigung.

*

Die neue Lage der Christen in einer säkularisierten Welt und das nachkonziliare Selbstverständnis auch der katholischen Kirche machen es unmöglich, etwa in einer besonderen Sparte über „Kirche und Politik“ innerhalb eines bestimmten Zeitabschnittes zu berichten. Ohne einer politischen oder gar ausschließlich politischen Theologie das Wort zu reden, ist die Tatsache eines allgegenwärtigen weltpolitischen und gesellschaftlichen Engagements der Kirche nicht wegzuleugnen; mögen auch die Kreise von Weltpolitik einerseits und kirchlichem Wollen und Wirken andererseits nicht deckungsgleich sein, so überschneiden sie sich doch und haben einen mehr oder minder großen Sektor gemeinsam. Man wird sagen können, daß sich dieses der Welt zugewandte Wirken der Kirche und der Christen wiederum und weiterhin unter den beiden miteinander verbundenen Leitideen von Frieden und Gerechtigkeit vollzieht. Dabei zeigt sich, daß innerkirchlich die Gerechtigkeit als Vorbedingung des wahren Friedens dabei den Vorrang hat vor einer Vermeidung von Konflikten um jeden Preis, was oft genug ein „fauler Friede“ wäre. So haben die Bischöfe vieler Länder (USA, England, Frankreich, Bundesrepublik Deutschland, Österreich, Italien) den offenen Konflikt nicht gescheut, als es um die noch längst nicht ausgehandelte Frage nach dem Rechtsschutz des ungeborenen Lebens ging. In Italien protestierten die Bischöfe wegen der vom Parlament bereits gebilligten Ehescheidung, zumal das Gesetz nach Meinung des Vatikans überdies im Widerspruch zum Konkordat zu stehen scheint.

In Spanien zeichnet sich immer stärker ein Konflikt ab, der seit langem angehäuften Explosivstoff zur Explosion zu bringen droht. Es geht hier nicht mehr um die Berücksichtigung nationaler Sonderwünsche von Basken und Katalanen im kirchlichen Bereich, sondern um eine Neuregelung des Verhältnisses von Staat und Kirche überhaupt. Die Mehrheit der neukonstituierten spanischen Bischofskonferenz möchte die Kirche von den mehr oder minder goldenen Ketten des Regimes befreien, nicht zuletzt, um nicht mit den sozialen Mißständen und Ungerechtigkeiten kompromittiert zu werden, über die mutige Bischöfe immer häufiger Klage führen. Nachdem eine nachträglich als „private Studie“ der römischen Kongregation für den Klerus bezeichnete Note für peinlichste Verwirrung gesorgt hatte, ist indessen klargeworden, daß der Vatikan diesen neuen Kurs stützt und ermutigt, obwohl die Folgen zunächst nicht abzusehen sind.

Genau auf dem scharfen Grat zwischen innerkirchlichem Wirken und weltlicher Politik spielten sich Ereignisse in anderen Ländern und Erdteilen ab, die das Engagement der Christen für Frieden und Gerechtigkeit herausforderten. Da ist zuerst Nord-Irland zu nennen, wo in den Augen der „schrecklichen Vereinfacher“ ein Glaubenskrieg zwischen Katholiken und Protestanten, in Wahrheit aber ein sozialer Bürgerkrieg tobt, in dem der christliche Appell bisher so wenig Früchte gezeitigt hat, daß sogar die von Haus und vom Bekenntnis aus gut katholische Bürgerrechtskämpferin Bernadette Devlin sich nicht anders wie jede andere Sozialrevolutionärin verhält. Auch hier geht es um eine bisher mit Füßen getretene Gerechtigkeit, ohne die es keinen Frieden geben wird.

Ähnlichen Problemen sehen sich die Christen in Lateinamerika — und auch da wieder von Land zu Land verschiedenen — gegenüber. Zwar ist es in den letzten Monaten

nirgends zu frontalen Zusammenstößen zwischen Staat und Kirche gekommen. Aber es herrscht ein latenter Spannungszustand, besonders dort, wo ein Militärregime (Brasilien, Peru, Bolivien, Paraguay) dem sozial engagierten Klerus und dessen gelegentlich marxistisch angehauchter Diktion und Methode mißtrauisch gegenübersteht. Hingegen hat sich seltsamerweise in dem kommunistischen Kuba die Lage der Kirche innerhalb der freilich eng gezogenen Grenzen beruhigt, und auch in dem marxistisch regierten Chile ist es bisher nicht zu offenen Konflikten gekommen, nicht zuletzt wegen der klugen Taktik des Kardinals von Santiago.

Schwieriger liegen die Dinge in den Gebieten, die man früher einfachhin Missionsländer nannte: Afrika vor allem und Asien. Mission im alten Sinn ist dort kaum noch möglich. Es geht darum, die dort entstandenen Kirchen materiell und, soweit möglich, personell zu stärken und ihr Ausstrahlungsvermögen und ihre Anziehungskraft zu steigern. Überall gilt es, ihnen Gelegenheit zu geben, sich von dem Makel zu befreien, das letzte Denkmal der Kolonisierungsperiode zu sein. So haben sich die Weißen Väter aus dem noch immer portugiesischen Mozambique zurückgezogen, um nicht mit der Kolonialmacht identifiziert zu werden. Beschleunigt, um nicht zu sagen: überstürzt wird überall eine einheimische Hierarchie errichtet. Dennoch ist es in Zaire — dem früheren (belgischen) Kongo — zu einem schweren Konflikt zwischen Kardinal Malula von Kinshasa und dem katholischen Staatschef General Mobutu Sese Seko gekommen, der zur Vertreibung des Kardinals führte. Einer der Streitpunkte zwischen Kardinal und General war die Frage, wieweit Afrikanisierung und afrikanische Authentizität zu gehen habe — der Streit wurde in französischer Sprache ausgetragen...

Wenn man in mehr innerkirchlichen Fragen gegebenenfalls um der Gerechtigkeit willen auf den Frieden verzichten muß, so wird kirchliche Politik im rein weltlichen Bereich gelegentlich gezwungen sein, die Frage nach Recht und Gerechtigkeit „um des lieben Friedens willen“ hintanzustellen — dann nämlich, wenn der Gegensatz zum Frieden blutiger Krieg bedeuten würde. Die Friedenspolitik des Hl. Stuhles, und man wird betont sagen müssen: Papst Pauls VI., ist unermüdlich darum bemüht, Kriege vermeiden oder beenden zu helfen, sicher weit mehr hinter den Kulissen als auf offener Weltbühne. Da wurden Fäden nach China gesponnen und die Reise Nixons nach Peking warm begrüßt. Da wurde immer wieder der Vietnamkonflikt Anlaß zu beschwörenden Worten und — so ist zu vermuten — zu verborgenen Taten. Für die Pflege der Beziehungen zu Moskau fanden sich von Zeit zu Zeit geistliche Würdenträger im Vatikan ein, mit denen sicher nicht nur ökumenische Umarmungen getauscht wurden. Mit Jugoslawien wurden diplomatische Beziehungen aufgenommen, mit Ungarn der beschlossene „modus vivendi“ ausgebaut. Mit Polen ist man einstweilen keinen Schritt weitergekommen. Aber Erzbischof Casaroli hat sicher alle Vorbereitungen für die Normalisierung getroffen, die mit der Ratifizierung der deutschen Ostverträge möglich werden sollte; die Errichtung polnischer Diözesen in den ehemals deutschen Gebieten jenseits von Oder-Neiße dürfte der erste, lang erwartete Schritt sein.

Auch im Nahostkonflikt ist der Hl. Stuhl um Frieden und Gerechtigkeit bemüht, allerdings einseitig festgelegt durch seine Weigerung, den Staat Israel anzuerkennen, und dadurch, ohne es zu wollen, in die Nähe der Araber geraten. Immerhin beweist die Blitzreise nach Jerusalem, die Erzbischof Benelli, der führende Mann im vatikanischen Staatssekretariat, Anfang Jänner 1972 unternahm, welche Bedeutung Rom dem Frieden und der Gerechtigkeit in diesem Lande beimißt, dem die erste Pilgerreise des Papstes gegolten hat.

Doch sind das alles Nebenkriegsschauplätze im Vergleich zu dem schwelenden Brand, den der Kampf um Gerechtigkeit für die „Dritte Welt“ bedeutet und der — mehr als nationale Machtkämpfe — in der Tat zu einem Weltkrieg aufflammen kann. Hier ist christliches Engagement im Weltmaßstab erfordert, zugleich aber Augenmaß gebo-

ten, das den Sachzwängen nüchtern begegnet und sich nicht von internationaler Sozialromantik hinreißen läßt. Die Übertragung christlicher Soziallehre in diese Größendimension ist ein äußerst schwieriges Unternehmen. Damit kirchliche Hilfswerke im Rahmen einer Gesamtplanung karitativ oder in eigentlichen Entwicklungs- hilfsprogrammen wirksamer tätig werden können, wurde der Versuch gemacht, ein einheitliches päpstliches Werk „Cor unum“ zu schaffen, das in Zusammenarbeit mit der Kommission „Justitia et Pax“ noch vor seiner Bewährungsprobe steht. Darüber hinaus hat der Hl. Stuhl sein dringendes Interesse an den Arbeiten der Welthandels- konferenz der Vereinten Nationen (UNCTAD) April/Mai in Santiago de Chile durch Entsendung eines Delegierten und ein Schreiben bekundet in der Überzeugung, daß nur international abgestimmte Planung Gerechtigkeit für die Dritte Welt zu schaffen in der Lage sein wird.

Selbst in Kreisen, die der Kirche fernstehen und die an sich mißtrauisch gegen jede Art von kirchlicher Politik sind, wird zugegeben, daß die Politik der katholischen Kirche gegenwärtig vornehmlich nach dem Grundsatz „salus animarum suprema lex“ ausgerichtet ist. Es geht ihr nicht um Macht, sondern um die Sicherung des Freiheitsraumes, in dem sie zum Wohl der „Seelen“, dh. aber: aller Menschen wirken kann. Das vergangene halbe Jahr mag keine spektakulären Ereignisse gebracht haben; aber dieses aufs Ganze gesehen selbstlose und auch nicht ganz erfolglose Wirken ist schon Schauspiel genug. Wenn aber Friede und Gerechtigkeit die Leitlinien kirchlichen Handelns sind, so ist daran festzuhalten, daß diese Art kirchlicher Politik nicht allein Sache des Hl. Stuhls oder nationaler Bischofskonferenzen bleiben darf, es sei denn, man vergäße, daß wir alle — Kirche sind!

PETER GRADAUER

Römische Erlässe und Entscheidungen

Erneuerung des Ordenslebens

Zahlreich sind die Weisungen, die sich seit dem II. Vatikanum mit dem Ordensleben befassen. Meist handelt es sich um Änderungen in bestimmten Sachgebieten, um das Ordensrecht den heutigen Verhältnissen anzupassen, z. B. bezüglich Noviziat, Klausur, Beichtväter. In einer umfangreichen, allgemein gehaltenen „Apostolischen Unterweisung über die Erneuerung des Ordenslebens nach der Lehre des II. Vatikanischen Konzils“ vom Feste der Apostel Petrus und Paulus 1971 ruft Paul VI. alle Orden, Kongregationen, überhaupt alle Gemeinschaften, die nach den Räten des Evangeliums leben, zu einer echten Erneuerung auf und warnt gleichzeitig vor den Gefahren rein äußerlicher Erneuerungsversuche. Denn das zeugnishaftes Leben nach dem Evangelium sei in der Gegenwart mehr denn je nötig. Gerade für junge Menschen sei es wichtig, in der Welt Männer und Frauen zu sehen, die so sehr an die Auferstehung und das Wort Gottes glauben, daß sie ihr Leben dafür einsetzen. Der Hauptgedanke der Einleitung ist die bleibende Aktualität des Zeugnisses, das die Ordensleute durch ihre Treue zur lebendigen Überlieferung und durch die Einhaltung ihrer Gelübde für die Welt geben. Deshalb müssen der Glaube an Gott, die Hoffnung auf das Einwirken des Hl. Geistes, die Liebe zu den Brüdern und Schwestern sowie der Wille, den Menschen zu dienen, Grundlage jeder Erneuerung des Ordenslebens sein. Andernfalls bestehe die Gefahr, daß Erneuerungsversuche, wenn auch in bester Absicht unternommen, in die Irre führen könnten. Ausdrücklich wird der Gehorsam betont, der